

**Predigt am Sonntag Estomihi
in der Ludwigskirche Freiburg
Ich sehe was, was du nicht siehst (Lk 18,31-43)**

Pfarrerin Dr. Christine Ritter

Liebe Gemeinde,

wer mit den Augen von Kindern sieht, sieht mehr und anders. Mit Kinderaugen die Welt entdecken – mit den Augen Liaras zum Beispiel, wenn sie noch ein bisschen älter ist. Oder mit den Augen Theas. Was fällt da nicht alles auf: Ein kleiner Käfer krabbelt am Boden, ein Vögelchen trinkt aus einer Pfütze. Zwischen den Pflastersteinen sprießen grüne Halme. So vieles ist staunenswert! Wie schön, wenn mir so jemand die Augen öffnet! Ums Sehen und Nichtsehen, darum geht es auch beim Evangelisten Lukas. Um aufmerksames Wahrnehmen und um „blinde Flecken“:

Predigttext Lukas 18,31-43

Eine Geschichte, oder besser gesagt zwei, über das rechte Sehen: einmal die Ankündigung Jesu, dass ihm Leiden bevorsteht und dann die Heilung des blinden Bettlers. Nur beim Evangelisten Lukas folgen diese beiden Abschnitte ganz direkt aufeinander. Für ihn haben sie ganz unmittelbar etwas miteinander zu tun.

Ich sehe was, was du nicht siehst: Wer sieht, wer sieht nichts? Blind ist nicht nur der Blinde.

Gehen wir hinein in die Geschichte und sehen wir selbst, wer wofür einen Blick hat.

Zunächst die *Jünger*. Die Jünger sehen und erleben Jesus. Schon eine ganze Zeit lang ziehen sie mit ihm durch die Lande. Sie haben gesehen, wie Jesus in den Jordan gestiegen ist und sich taufen ließ. Sie sehen immer wieder, wie Jesus zu den Menschen spricht, wie viele an seinen Lippen hängen, wie wohl ihnen die Worte tun und zu Herzen gehen: *Selig sind die Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden. Aber auch: Die Herrschaft Gottes ist nahe. Ändert euer Leben!* Die Jünger haben vor Augen, wie Jesus auf Menschen zugeht, um die andere einen Bogen machen. Wie er Kranken im Namen Gottes die Gesundheit schenkt. Sie sehen, wie begeistert die Leute sind, aber auch wie ihm einige religiöse Anführer feindselig gegenüber treten. Ihr Blick geht zu Jesus, wie Jesus zu Gott betet, wie er sich immer wieder zurückzieht, weil er aus der Stille neue Kraft schöpft.

Doch was Jesus jetzt seinen engsten Begleitern zumutet, ist zu viel für sie. Davor verschließen sie die Augen: *Der Menschensohn wird verspottet und misshandelt werden. Man wird ihn töten und er wird am dritten Tage auferstehen.*

Wovon da ihr Meister spricht, das wollen sie am liebsten ausblenden. Er ist bei ihnen und das ist gut so. So soll es bleiben.

Und nun der *Blinde*: Der blinde Mann sitzt am Wegrand und bettelt. Seinen Lebensunterhalt kann er nicht selbst bestreiten, deshalb ist er auf Almosen angewiesen. Vielleicht ist er schon von Geburt an blind, vielleicht auch erst aufgrund einer Krankheit. Was sich wirklich vor seinen Augen

abspielt, sieht er natürlich nicht, jedenfalls nicht mit den Augen. Er sieht etwas anderes, sozusagen hinter die Personen. Und so nimmt er in Jesus mehr wahr als einen von vielen umherziehenden Predigern: *Sohn Davids, erbarme dich meiner!*

Der Mann hat ein Gespür dafür, wer ihm in Jesus entgegentritt. Er erblickt in Jesus, was andere nicht sehen. Sohn Davids, das ist nicht irgendein Nachfolger des bekannten Königs, das ist der Messias, Gottes Gesalbter. Schon die Heiligen Schriften schreiben über den Messias, dass er einst Blinde sehend und Lahme gehend machen wird. Von ihm kann er sich Hilfe erhoffen. Da lässt er sich auch nicht zurückdrängen von den übrigen Leuten.

Schließlich die *übrigen Leute*: Die Leute, die in Jericho Jesus hören wollen, sehen den blinden Mann zwar, aber sie nehmen nicht wahr, was er braucht. Vielleicht hat ihm jemand ein paar Münzen zugesteckt in der guten Absicht, ihm zu helfen, doch im entscheidenden Moment haben die Leute kein Auge für den Mann.

Nachdem Jesus den Mann geheilt hat, ändert sich die Stimmung. *Alles Volk, das es sah, lobte Gott*, heißt es. Dieses Sehen mündet ins Gotteslob. Doch der Stimmungsumschwung folgt schnell. Wie tief das Sehen der Umstehenden geht, bleibt offen. Auch, ob es von Dauer ist. In der Menge lässt man sich leicht beeinflussen, schließt sich den anderen mit dem eigenen Urteil an. Begeisterung und Ablehnung können oft nahe beieinander liegen. Das wird auf Jesu Weg nach Jerusalem noch ganz deutlich.

Anders der geheilte, ehemals blinde Mann. Aus ihm wird ein Nachfolger, ein Begleiter Jesu. Er sieht nicht nur Bäume und Häuser. Es erschließt sich ihm auch der Weg, den er selbst von nun an einschlagen wird. Ein Weg in unmittelbarer Nähe des Davidsohns.

Und *Jesus*: Was sieht er? Seinen eigenen Weg, den er zu gehen hat, und den Mann am Boden sitzen. Jesus nimmt wahr, dass der Blinde mehr braucht als ein Almosen. Er hört ihn schreien und fragt ihn trotzdem: *Was willst du, dass ich für dich tun soll?* Sieht Jesus das etwa nicht? Kann er es nicht erkennen, erahnen?

Es scheint wichtig zu sein, dass dieser Mann selbst formuliert, was er möchte. Das fordert ihn heraus. Der Wunsch, wieder gesund zu werden, soll tief aus seiner Seele kommen. Das ist ein wichtiger Schritt auf dem Weg zur Heilung. Der Mann vergräbt sich nicht in seinem Schmerz, er richtet sich nach vorne aus, hat seine Hoffnungen im Blick, bekräftigt sein Vertrauen in die Kraft, die durch Jesus wirkt. Jesus lehrt ihn Sehen, wirkliches Sehen.

So vielschichtig erzählt diese Geschichte vom Sehen und nicht sehen Können. Das ist geradezu eine Einladung sich selbst zu sehen in dieser Geschichte, sich wiederzufinden im Wahrnehmen oder Wegschauen. Wo stehe oder sitze ich?

Ich fühle mich ertappt – bei meinen blinden Flecken, mit dem, wovor ich die Augen verschließe. Es ist so einfach, Dinge, Geschehnisse auszublenden, wenn sie gerade nicht ins Bild passen: die klimatischen Veränderungen, obwohl das kaum geht nach diesen stürmischen Tagen.

Politische Entwicklungen machen Angst und nach einem Anschlag wie dem in Hanau dringen sie auch in die kleine, heile Welt vor. Doch was ist, wenn der Alltag wieder Einzug erhält: Sind Hanau und Halle weit weg? Was ist, wenn sich nicht alles zum Guten wendet, wenn es zu spät ist?

Die Geschichte aus dem Lukasevangelium hält mir meine – mindestens zeitweilige – Blindheit vor Augen. Und gleichzeitig höre ich aus ihr eine Ermutigung: „Lass dir die Augen öffnen. Sag es, bitte darum – immer wieder neu.“ Niemand, kein Mensch kann immer alles sehen, spüren, mitfühlen, einordnen. Aber bitten: „Hab Erbarmen, auch mit mir!“

Und wen erkenne ich in ihm? In dem, der offen und unverstellt von seinem Leidensweg spricht? Es bleibt eine Herausforderung, auch davor nicht die Augen zu verschließen. Und es bleibt eine Anfrage an christliche Theologie, mit diesem Leidensweg umzugehen, nicht vorschnell eine der klassischen Antworten aus der Schublade zu ziehen. In der bald beginnenden Passionszeit liegt die Chance, diesem Weg Jesu nicht auszuweichen.

In ihm nehme ich auch dieses wahr: eine Haltung des Mitfühlens, die mir Jesus nahebringt, gerade auch an eigenen Tiefpunkten. Da verschließt eben einer nicht die Augen. Da spricht einer offen an, was ihn wohl erwarten wird. Und er ermöglicht damit den anderen, sich darauf zu beziehen, ihre eigenen Gefühle zu äußern, Sorgen, Ängste. Wie gut täte doch oft das offene Aussprechen: „Ich habe Angst vor dem, was mir bevorsteht. Ich sehe einem schwierigen Weg entgegen. Es wird Zeit, Abschied zu nehmen.“

Jesus öffnet die Augen. Ich erkenne in ihm das mitfühlende Gesicht Gottes, eines Gottes, der Leid und Schmerz nicht ausweicht sondern ernst nimmt und im Letzten tragen hilft.

Den Wunsch des blinde Bettlers, sehen zu können: Machen wir ihn uns zu eigen! Damit wir mit offenen Augen wahrnehmen, was Gott in unserem Leben bewirkt; die Spuren, die er in unserem Leben hinterlässt; die Wunder, die sich mitten in unserem Leben ereignen: ein Kind, mir geschenkt, eine Tür, die sich mir auftut: zu anderen Menschen, zu neuen Betätigungen. Ich lerne neu und anders sehen, Gottes Spuren entdecken. Amen.